

Konrad Lorenz 1966

Stammes- und kulturgeschichtliche Ritenbildung

Mitteilungen aus der Max-Planck-Gesellschaft 1: 3-30.

[OCR by *Konrad Lorenz Haus Altenberg* – <http://klha.at>]

Seitenumbrüche und -zahlen wie im Original.

## Stammes- und kulturgeschichtliche Ritenbildung<sup>1</sup>

Vor mehr als 30 Jahren hat mein Freund und Lehrer Sir Julian HUXLEY entdeckt, daß die Verständigung zwischen Tieren gleicher Art, das heißt also objektiv ausgedrückt die sinnvolle Wechselwirkung ihres sozialen Verhaltens, durch Bewegungsweisen bewerkstelligt wird, die auf den unvoreingenommenen Beobachter ohne weiteres den Eindruck von *Symbolen* machen. Ein Haubentaucher wirbt um ein Weibchen, indem er Nistmaterial vom Grunde des Sees heraufholt und inmitten der freien Wasserfläche Bewegungen vollführt, die unzweideutig denen des Nestbauens ähneln. Vermenschlicht ausgedrückt heißt dies: „Komm, wir wollen miteinander nestbauen!“

Ein reiches, durch Beobachtung und Experiment erworbenes Tatsachenmaterial beweist, daß derartige Bewegungen der Kommunikation dienen, d. h. sie werden vom Artgenossen verstanden und in sinnvoller Weise beantwortet. Wenn mehrere nahverwandte Arten

---

<sup>1</sup> Öffentlicher Vortrag, gehalten am 21. Juni 1965 im Rahmen der 16. ordentlichen Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft in Mannheim.

verschieden hohe Differenzierungs-Stufen derselben Symbolhandlung beobachten lassen, läßt sich die vergleichend-stammesgeschichtliche Methode anwenden. Dann zeigt sich oft ganz eindeutig, in welchem Entwicklungsgang das Symbolverhalten aus der ursprünglichen Verhaltensweise entstanden ist, die noch keine kommunikative Leistung entwickelte, z. B. symbolisches aus wirklichem Nestbauen oder symbolisches Fressen aus wirklichem.

Zu einem kommunikativen System gehören Sender und Empfänger. Dem ausgesandten Signal muß ein rezeptorisches Korrelat gegenüberstehen, das es selektiv aufnimmt und beantwortet. Wie die vergleichende Untersuchung lehrt, entwickelt sich in der Stammesgeschichte kommunikativer Systeme meist die sinnvolle Reaktion auf eine bestimmte Bewegungsweise, also gewissermaßen das „Verständnis“ für sie, noch ehe sie sich zu einem besonderen Symbol entwickelt. Alle Hühnervögel z. B. reagieren auf Freßbewegungen von Artgenossen damit, daß sie selbst zu fressen beginnen. Durch die Entstehung eines „Empfangsapparates“ oder, wie wir zu sagen pflegen, eines angeborenen Auslösemechanismus, der auf die Freßbewegungen anspricht, erhalten diese eine neue arterhaltende Funktion, denn es ist gut und nützlich, wenn ein Vogel den anderen auf Nahrung aufmerksam macht. Der Arterhaltungswert dieser kommunikativen Leistung übt nun einen Selektionsdruck aus, unter dessen Wirkung sich die auslösende Bewegungsweise im Sinne einer Verbesserung ihrer Signalwirkung verändert. Sehr viele Hühnervögel, auch die kleinen Küken unseres Haushuhns, äußern beim Fressen kurze, tickende Laute, die das beim Picken entstehende Geräusch übertreiben. Die ihre Küken zum Futtern lockende Glucke und ebenso der seine Henne lockende Hahn bringen eine noch bessere stimmliche Nachahmung von Pick-Geräuschen, beide verstärken dazu noch die optisch wirksame Ab- und Auf-Bewegung des Kopfes und beide fressen bei dieser Symbolhandlung kaum mehr selbst.

In analoger Weise sind bei sehr verschiedenen Tieren und auch beim Menschen Systeme der Kommunikation entstanden, die im sozialen Leben der betreffenden Art eine grundlegend wichtige Rolle spielen. Julian HUXLEY nannte diesen Entstehungsvorgang *Ritualisation*

und gebrauchte diesen Ausdruck ohne Anführungszeichen ebensowohl für das eben skizzierte stammesgeschichtliche Geschehen wie für analoge Prozesse in der menschlichen Kulturgeschichte. Eben diese höchst merkwürdige Analogie soll der Gegenstand meines heutigen Vortrages sein.

Alle Verständigung unter Tieren und damit jegliche Organisation tierischer Sozietäten baut sich auf Verhaltensweisen auf, die durch stammesgeschichtliche Ritualisierung zu Verständigungsmitteln geworden sind. Schon zu Beginn der vergleichenden Verhaltensforschung standen sie im Vordergrund des Interesses; die Pioniere dieser Wissenschaft, C. O. WHITMAN und O. HEINROTH, beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihnen, und zwar nicht um ihrer soziologischen Bedeutung willen, sondern deshalb, weil sie der vergleichend-stammesgeschichtlichen Methode besonders wertvolle Anhaltspunkte bieten. Der Erforscher der Stammesgeschichte, der aus Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten die verwandtschaftlichen Zusammenhänge innerhalb einer Tiergruppe und damit ihren phylogenetischen Werdegang erschließen will, ist bei seinem Beginnen auf solche Merkmale angewiesen, die von Art zu Art kennzeichnende Verschiedenheiten aufweisen. Je größer die Zahl der verwerteten Einzelmerkmale ist, desto verlässlicher ist das Ergebnis. Nun gehen die evolutiven Veränderungen, die durch Ritualisation angeborener Bewegungsweisen bewirkt werden, verhältnismäßig sehr rasch vor sich. Wenn man die verwandtschaftlichen Zusammenhänge innerhalb einer kleineren taxonomischen Gruppe klarstellen will, wie dies WHITMAN an Tauben und HEINROTH an Entenvögeln unternahm, so nützt einem das vergleichende Studium der nicht ritualisierten Bewegungsweisen, wie des Fressens, der Putzbewegungen oder der Lokomotion usw., deshalb nichts, weil diese in der Evolution sehr konservativen Verhaltensweisen bei allen Arten der Gruppe beinahe gleich sind. Wollte man sie um ihrer selbst willen untersuchen, so müßte man seine Forschung über sehr viel weitere Gruppenkategorien ausdehnen. Die ritualisierten Bewegungsweisen dagegen sind von Art zu Art oft in sehr kennzeichnender Weise verschieden; es lassen sich Differenzierungsreihen aufstellen, die sicheren Aufschluß nicht nur

über den Weg der Ritualisation, sondern auch über den Werdegang der betreffenden Arten geben.

Noch ein weiterer Umstand macht die ritualisierten Bewegungsweisen zu einem günstigen Objekt vergleichender Forschung. Die besondere Form eines Signales beruht ausschließlich auf der zwischen Sender und Empfänger getroffenen Übereinkunft. Formähnlichkeiten, die nicht durch gemeinsame Abstammung, sondern durch konvergente Anpassung an die gleiche Funktion zu erklären sind, können begreiflicherweise zur Rekonstruktion von Stammbäumen nicht verwertet werden. Da bei Signalen konvergente Anpassung mit großer Sicherheit ausgeschlossen werden kann, bedeutet die Gleichheit oder Ähnlichkeit ritualisierter Bewegungen so gut wie immer Gleichheit der stammesgeschichtlichen Herkunft, also Homologie. Die vergleichende Erforschung kommunikativer Systeme kann deshalb über deren Werdegang oft bestimmtere Aussagen machen, als sie dem Phylogenetiker sonst vergönnt sind. Im Bereiche der Kulturgeschichte ist der vergleichende Sprachforscher in einer ähnlich günstigen Lage. Auch verwendet er nahezu gleiche Methoden wie der Erforscher der Stammesgeschichte.

Die gute Verwendbarkeit ritualisierter Bewegungsweisen zu stammesgeschichtlichen Untersuchungen hatte zur Folge, daß über sie viele deskriptive Arbeiten vorliegen, die eine solide Grundlage für die weitere Verfolgung des Ritualisationsproblems bilden. Wie viele andere biologische Begriffe läßt sich auch derjenige der Ritualisation nicht implizit definieren, man kann ihn nur durch jene Art von Definition festlegen, die B. HASSENSTEIN als „injunktiv“ bezeichnet hat. Das heißt, daß der Begriff durch eine größere Anzahl von Eigenschaften bestimmt ist, die nur in ihrer Vielheit und gewissermaßen durch ihre Summation konstitutiv für den Begriffsinhalt sind. Stoffwechsel, Wachstum, Fortpflanzung usw. sind solche teil-konstitutiven Merkmale des Lebens, aber eine unterkühlte Milzbrand-Spore oder ein Ochse fallen immer noch unter den Begriff lebender Wesen, obwohl dem einen der Stoffwechsel und dem anderen die Fortpflanzungsfähigkeit fehlt. Der Inhalt injunktiv definierter Begriffe ist nicht scharf gegen Nachbarbegriffe abgegrenzt, sondern durch Übergänge mit ihnen verbunden.

Um nun den Begriff der Ritualisation injunktiv zu bestimmen, möchte ich vier teilkonstitutive Eigenschaften hervorheben, die mir die wichtigsten zu sein scheinen.

Das erste und wichtigste dieser Merkmale liegt, wie schon angedeutet, darin, daß ein bereits vorhandenes, einer ganz bestimmten Funktion dienendes Verhaltensmuster eine neue Leistung entwickelt, nämlich die der Kommunikation. Die ursprüngliche Funktion kann erhalten bleiben oder nicht. Eine Taube z.B. gibt den Scharmitgliedern das Signal zum Auffliegen, indem sie ihre Flügel bei den ersten Flügelschlägen laut klatschend über und unter ihrem Körper zusammenschlägt, ohne daß dabei die lokomotorische Leistung dieser Bewegung wesentlich beeinträchtigt wird. Wenn die Henne ihre Küken in der eingangs beschriebenen Weise zum Futter lockt, tritt ihr eigenes Fressen in den Hintergrund. Die erwähnte Zeremonie des Haubentauchers schließlich hat sich völlig vom Nestbauen, ihrem „unritualisierten Vorbild“, wie wir das nennen, abgelöst und dient nur noch der Kommunikation.

Besonders häufig entstehen Verständigungsmittel durch Ritualisierung bestimmter funktionsloser Epiphänomene des Verhaltens, der sogenannten Übersprung- und der Intensionsbewegungen. Erstere sind jene „Verlegenheitsgesten“, die man bei Tieren und Menschen in Konfliktsituationen beobachten kann. Im Zwiespalt zwischen zwei Drängen macht sich die Erregung oft in einer neutralen, zu keinem der beiden gehörigen Bewegung Luft; ein Mensch in solcher Lage kratzt sich am Kopf, ein Grauganter im Konflikt zwischen Angriffs- und Fluchttrieb schüttelt sich usw. Intensionsbewegungen sind funktionslose Ansätze zu bestimmten Bewegungsweisen. Sie treten besonders dann auf, wenn eine langsam aufquellende spezifische Erregung noch nicht jenen Schwellenwert erreicht hat, bei dem die volle, ihren Arterhaltungswert erfüllende Bewegungsfolge in Gang gesetzt wird. Wenn eine Wildgans in „Abflugstimmung“ zu kommen beginnt, sieht man ihr das minutenlang vor dem wirklichen Abflug an kleinen, abortiven Ansätzen, eben an den Intensionsbewegungen zum Abfliegen, mit Sicherheit an. Solche Übersprung- und Intensionsbewegungen sind besonders eindeutige Indikatoren für ganz bestimmte Erregungszustände, die zu der Funktion eines

Verständigungsmittels geradezu „prä-adaptiert“ sind. Da sie keine eigene arterhaltende Leistung erfüllen, steht ihrer Weiterentwicklung im Dienste der Kommunikation kein anderer Selektionsdruck im Weg, und ihre Ritualisierung geht deshalb offensichtlich besonders schnell vor sich.

Zwei weitere, für das soziale Zusammenleben von Tieren und Menschen wichtige Leistungen, die aus derjenigen der Kommunikation ihren Ursprung nahmen, werden zwar nicht von allen ritualisierten Verhaltensweisen vollbracht, sind aber für den Inbegriff der Ritualisation so kennzeichnend, daß sie ebenfalls hier genannt werden müssen. Die erste besteht darin, den Aggressionstrieb so zu beherrschen, daß er das soziale Zusammenwirken der Individuen nicht stört, aber dabei doch seine unentbehrlichen Arterhaltungsleistungen, wie Revierabgrenzung, Auswahl des Stärksten, Rangordnung usw., unvermindert entfaltet. Die zweite Leistung ist die Bildung eines festen Bandes, das zwei oder mehrere Artgenossen zusammenhält. Auf diese beiden zusätzlichen Funktionen der Ritenbildung werde ich später noch zurückkommen.

Neben dem Funktionswechsel, der das erste wesentliche Charakteristikum der Ritualisation darstellt, besteht ein weiteres wichtiges in ganz bestimmten Veränderungen, denen die Form der Bewegungsweise unterliegt. Sie alle dienen der Aufgabe, die betreffende Verhaltensweise als Signal besser wirksam zu machen. Der Selektionsdruck, der ihre Evolution bewirkt, geht offensichtlich von dem Empfangsapparat aus, der selektiv und unmißverständlich auf dieses Signal ansprechen muß, soll das kommunikative System störungsfrei funktionieren. Aus der experimentellen Physiologie und Psychologie der Wahrnehmung weiß man sehr genau, welche Anforderungen der Empfangsapparat der Wahrnehmung, insbesondere wenn es gilt, erlernte Gestalten wiederzuerkennen, an die Kombinationen von Sinnesreizen stellt, die als Signale wirken sollen. Immer kommt es auf die sogenannte „Prägnanz“, d.h. auf die Vereinigung von möglicher Einfachheit mit möglicher genereller Unwahrscheinlichkeit an, die ein Signal unverwechselbar und gleichzeitig einprägsam macht. Die stammesgeschichtlich entstandenen, d.h. nicht durch Lernen erworbenen Empfangsapparate, die wir als angeborene

Auslösemechanismen bezeichnen, stellen prinzipiell ähnliche Anforderungen an das Signal, nur ist ihr Bedürfnis nach Prägnanz noch viel größer. Wir wissen aus der experimentellen Verhaltensphysiologie, daß es nur äußerst einfache Reiz-Konfigurationen sind, auf die ein angeborener Auslösemechanismus selektiv anzusprechen vermag. Eben dies übt einen besonderen Selektionsdruck auf die Evolution prägnanter, unmißverständlicher Signale aus.

Die Evolution von Signalen hat bei sehr verschiedenen Tierformen dieselben Wege beschritten. Die optisch und akustisch wirksamen Anteile der Bewegung werden verstärkt, was wir als „mimische Übertreibung“ zu bezeichnen pflegen. Ihr verdankt der Ritus seine Auffälligkeit, die oft bis zur Bizarrerie geht. Dem gleichen Bedürfnis nach einer Verstärkung der ausgesandten Reize verdanken körperliche Organe ihr Dasein, die bei der ritualisierten Bewegungsweise besonders in Erscheinung treten, wie Federn, Flossen, Schwellkörper.

Fast immer wird die ritualisierte Bewegung mehrmals hintereinander ausgeführt. Der Buchfink schmettert seine kurze Gesang-Strophe unzählige Male hintereinander, womit er allen Artgenossen kundtut, daß hier ein Revier von einem kampffreudigen Männchen besetzt ist. Der im Nest sitzende Jungreiher vollführt seine Bettelbewegungen und äußert die dazugehörigen Laute nahezu ununterbrochen, der balzende Stichling wiederholt die Zickzackbewegung seines Tanzes immer wieder. Viele weitere Beispiele ließen sich anführen, während es nur sehr wenige Fälle gibt, in denen eine phylogenetisch ritualisierte Ausdrucksbewegung nur ein einziges Mal ausgeführt wird. Die Wiederholung des Signals, die sogenannte Redundanz, ist ein dem Informationstheoretiker wohlbekanntes Mittel, um eine durch Empfangsstörung entstehende Mehrdeutigkeit zu vermeiden. Jedes drahtlos gesandte Signal wird aus demselben Grund mehrmals wiederholt.

Ein weiteres Mittel, die Unzweideutigkeit des ausgesandten Signales zu sichern, ist die Festlegung von Frequenz und Amplitude der ausgesandten Reize auf bestimmte absolute Werte. Die meisten Instinktbewegungen sind ursprünglich in ihrer „Intensität“, was nichts anderes heißt als in Frequenz und Amplitude, ungemein veränderlich. Es gibt alle denkbaren Zwischenformen zwischen eben



angedeuteten Intensionsbewegungen bis zum voll intensiven Ablauf. Dieses breite Spektrum der Variabilität wird nun im Interesse der Eindeutigkeit des Signals — und zweifellos unter dem Selektionsdruck, den die Leistung des Empfangsapparates ausübt — auf ein schmales Band eingeengt. Die ritualisierte Bewegungsweise wird dann nur in einer bestimmten, typischen Intensität oder überhaupt nicht ausgeführt, d. h. es gilt dann bis zu einem gewissen Grad das „Alles-oder-Nichts-Gesetz“, dem auch die Elementarmeldungen des Zentralnervensystems gehorchen. Dadurch wird Formkonstanz der ritualisierten Bewegung erreicht. Als ein Beispiel eines in rhythmischer Wiederholung und typischer Intensität ausgesandten Signales, das den meisten von Ihnen bis zum Überdruß bekannt sein dürfte, sei der Nestlockruf des Haustaubers genannt, jenes leise einsilbige Gurren, das in nicht endenwollender Folge und absoluter Monotonie vor den Fenstern der Großstadthäuser erklingt, besonders im ersten Morgengrauen. Das Lied der Kohlmeise ist ein zweites allbekanntes Beispiel für dasselbe Prinzip.

Zu den Formveränderungen, die eine ritualisierte Bewegung im Dienste ihrer Signalfunktion erleidet, kann man schließlich auch ihre räumliche Orientierung rechnen. Das Signal wird in Richtung des Adressaten ausgesandt. Der balzende Pfau wendet sich der umworbenen Henne zu, der drohende Kampffisch zeigt dem Gegner die imponierende Breitseite der gespreizten und prachtvoll gefärbten Flossen usw.

Bei vielen Riten finden sich alle genannten kennzeichnenden Veränderungen nebeneinander verwirklicht: mimische Übertreibung, Redundanz, typische Intensität und gerichtete Aussendung der Reize, wiewohl sich genug Fälle anführen lassen, in denen einzelne der aufgezählten Veränderungen fehlen. So unterscheidet sich die Drohgebärde des Stichlings, die auf dem Weg einer Übersprungbewegung aus dem Nestgraben entstanden ist, von ihrem unritualisierten Vorbild überhaupt nur dadurch, daß der Fisch dem Gegner die rotgrün gefärbte Breitseite zuwendet und den Bauchstachel aufrichtet, wodurch der Gegner die Information erhält, daß er es sei, dem die Gebärde gilt.

Neben Funktionswechsel und funktionsbedingter Formveränderung wird das evolutive Geschehen der Ritualisierung durch einen Vorgang der Verselbständigung gekennzeichnet, der den neuentstandenen Ritus zu einer Instinktbewegung sui generis macht und zu einem autonomen Antrieb des Verhaltens werden läßt. Dieser Prozeß wird nicht bei allen, sondern nur bei hochdifferenzierten Riten deutlich, ist aber dann von so großer Tragweite, daß man ihn als das wichtigste teil-konstitutive Merkmal der Ritualisation bezeichnen muß.

Die neue, autonome Bewegungskoordination des Ritus entsteht dadurch, daß eine Reihe von Bewegungsweisen, die ursprünglich unabhängig voneinander variabel sind und nur in losem Zusammenhang miteinander stehen, zu einem einzigen, streng festgelegten Verhaltensmuster zusammengeschweißt werden. Auch dies geschieht wahrscheinlich primär im Dienste unzweideutiger Kommunikation, hat aber, wie ich sogleich zeigen werde, weitreichende Folgen. Ein gutes Beispiel des Vorgangs liefert eine bestimmte Zeremonie weiblicher Entenvögel, das sog. Hetzen. Bei Auseinandersetzungen zwischen zwei Paaren von Brandenten z. B. erweist sich die Ente aggressiver, aber weniger mutig als der Erpel. Sie stößt oft weit gegen ein feindliches Paar vor, bekommt dann Angst vor der eigenen Courage, macht kehrt und eilt zu dem schützenden Gatten zurück. Dort angelangt, faßt sie wieder Mut und beginnt erneut mit vorgestrecktem Hals nach den feindlichen Nachbarn hinzudrohen, ohne sich indessen wieder aus der sicheren Nähe ihreserpels zu entfernen. In ihrer ursprünglichen Form, wie z. B. bei der Brandente, ist diese Bewegungsfolge völlig veränderlich, je nach dem Wechselspiel der widerstreitenden, unabhängig voneinander variablen Triebe, von denen die Ente bewegt wird; der ganze Vorgang enthält außer einer bestimmten, mit einer besonderen Stimmäußerung einhergehenden Kopfbewegung keine durch Ritualisierung festgelegten Bestandteile. Es ist dem Zufall überlassen, wie die Ente nach ihrer Flucht zum Gatten räumlich zu diesem und zu dem angedrohten Gegner orientiert ist. Sie kann um ihn herumlaufen und dicht neben ihm stehend mit gerade vorgestrecktem Hals nach den Feinden drohen; sie kann mit der Brust zum Gatten und dem Rücken zum Gegner gewendet

stehenbleiben, dann erfolgt die Drohbewegung über die Schulter weg nach rückwärts. Keine Raumlage oder Bewegungskoordination wird bevorzugt.

Bei den Schwimmenten, zu denen auch unsere Hausente, ein Abkömmling der Stockente, gehört, ist das Hetzen über die Schulter weg nach hinten zur einzig möglichen obligaten Bewegungskoordination geworden. Die Ente stellt sich immer mit der Brust zu ihrem Gatten gewendet möglichst dicht zu ihm hin, die Drohbewegung geht immer über die Schulter weg nach hinten und wird rhythmisch wiederholt. Zwischenformen bei anderen Entenarten verbinden in einer guten Differenzierungsreihe das unritualisierte Vorbild mit dem ritualisierten Verhalten, das übrigens bei vielen anderen Arten, z. B. bei der Schellente, noch höhere Komplikation erfahren hat und dem unritualisierten Vorbild noch unähnlicher geworden ist.

Mit dieser Formveränderung der Bewegung geht auch ein Wechsel ihrer Bedeutung und der Reaktion, mit der der Empfänger des Signales antwortet, einher. Der Branderpel reagiert auf das Hetzen seines Weibchens regelmäßig mit Angriff auf den angedrohten Gegner, der Stockerpel nur mit Balzbewegungen, die allerdings einen Angriff in ritualisierter Form widerspiegeln. Bei der Brandente heißt das Hetzen also vermenschlicht ausgedrückt: „Vertreibe jenen Feind aus unserem Revier“, bei der Stockente einfach: „Ich liebe dich“. Da sich in dieser Weise Sende- und Empfangsapparat immer weiter differenzieren und ihre Bedeutung verändern können, bedarf es oft sehr gründlicher vergleichender Untersuchung, um ihre Herkunft zu ermitteln. Dies ist überhaupt nur dann möglich, wenn genügend viele Zwischenstufen bei lebenden Arten auffindbar sind.

Mit der Verselbständigung zu einem obligaten, nur in dieser Weise ausführbaren Bewegungsmuster gewinnt der Ritus, wie schon gesagt, den Charakter einer autonomen Instinktbewegung und damit eine Funktion, die über die einer Mitteilung weit hinausgeht. Jene Spontaneität der Instinktbewegung, die sie von einem Kettenreflex so grundlegend unterscheidet, bringt es mit sich, daß ihre Ausführung für das Tier ein unabdingbares Bedürfnis darstellt. Wird eine Instinktbewegung längere Zeit nicht ausgelöst, so senken sich nicht nur die Schwellenwerte der sie auslösenden Reize, sondern der

Organismus gerät als Ganzes in Unruhe und beginnt, nach jener Reizsituation aktiv zu suchen, was wir mit WALLACE CRAIG Appetenzverhalten nennen. Dies alles gilt uneingeschränkt auch für die durch Ritualisierung neu entstandene Bewegungsfolge; auch sie besitzt ihren eigenen Auslösemechanismus, der auf eine ganz bestimmte Reizsituation anspricht; auch sie wird durch ein nur auf sie gerichtetes Appetenzverhalten angestrebt. Um die Veränderung der Antriebskonstellation verständlich zu machen, die dadurch bewirkt wird, möchte ich die Strebungen der in den Beispielen des Hetzens angeführten Enten anthropomorphisieren: Die Brandente „will“ tatsächlich nur den artgleichen Raumkonkurrenten aus ihrem Revier forttreiben, die Stockente „will“ nur ihren eigenen Erpel hetzen und gar nichts anderes. Die neue Instinktbewegung ist durchaus zum Selbstzweck geworden. Es wäre auch irreführend zu sagen, sie sei der Ausdruck des Bandes, das die Ente an ihren Gatten knüpft, denn sie *ist* ganz einfach dieses Band, mit anderen Worten: es ist die Appetenz nach dem Hetzen, durch die das Weibchen veranlaßt wird, den Erpel aufzusuchen und bei ihm zu bleiben.

Auf eben diese Weise entfalten autonom gewordene Riten, die nur von bestimmten, einander individuell bekannten Individuen und nur gemeinsam ausgeführt werden können, eine neue, für das Gesellschaftsleben ungeheuer wichtige Leistung. Es gibt Arten, bei denen eine einzige ritualisierte Bewegungsweise die gesamte Struktur der Sozietät bestimmt. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Begrüßungszeremonie, das sogenannte Triumphgeschrei, der Graugans und vieler verwandter Arten. Diese Verhaltensweise ist, wie vergleichende Untersuchung eindeutig ergibt, durch Ritualisierung einer neuorientierten Drohgebärde entstanden. Von neuorientierten Verhaltensweisen, englisch „redirected activities“, spricht man, wenn sich die Bewegung auf ein anderes als das sie auslösende Objekt richtet, zum Beispiel die beim Menschen häufige Verhaltensweise, mit der Faust auf den unschuldigen Tisch statt dem zornregenden Gesprächspartner ins Gesicht zu schlagen.

Eine der genialsten „Erfindungen“ des Artenwandels ist es, diesen Verhaltensmechanismus dazu auszunutzen, um Streit zwischen zwei Artgenossen zu verhindern, die im Interesse der Arterhaltung friedlich

zusammenarbeiten müssen. Bei den Buntbarschen oder Cichliden nehmen beide Eltern an der Betreuung und Verteidigung der Nachkommenschaft teil. Beide zeigen ein Prachtkleid, das sie weithin als aggressive Revierverteidiger kennzeichnet. Von jedem der Gatten strahlen also dieselben aggressions-auslösenden Schlüsselreize aus wie vom feindlichen Reviernachbarn, und daß dieser und nicht der Gatte bekämpft wird, ist durch einen Vorgang der Neuorientierung gesichert, der durch Ritualisation zu einem starken und verlässlichen Verhaltensmechanismus erstarkt ist. Diese „Befriedungszeremonie“ besteht darin, daß ein Ehegatte mit allen Ausdrucksbewegungen des Drohens auf den anderen zuschwimmt, sich im letzten Augenblick von ihm abwendet und haarscharf *an ihm vorüber* einen intensiven tätlichen Angriff auf den feindlichen Reviernachbarn richtet, und zwar auch dann, wenn dieser ziemlich weit entfernt ist oder erst aufgesucht werden muß. In dieser Weise wird die vom Partner ausgelöste Aggression nicht nur von ihm abgelenkt, sondern zusätzlich noch der Verteidigung des Reviers gegen konkurrierende Artgenossen dienstbar gemacht.

Befriedungs-Zeremonien, die durch die Ritualisation neuorientierten Aggressionsverhaltens entstanden sind, kennen wir von Cichliden und anderen barschartigen Fischen, von vielen Entenvögeln und von Kranichen, wahrscheinlich finden sie sich noch bei anderen Gruppen. Bei manchen, z. B. bei vielen Cichliden- und Brandenten-Arten, funktioniert die Ableitung der Aggression vom Partner nur, wenn ein feindlicher Artgenosse erreichbar ist, gegen den sie sich richten kann, andernfalls geraten die Gatten schließlich doch aneinander. Bei manchen Gänsearten hat die Befriedungszeremonie mit ihrer höheren Ritualisierung einen so hohen Grad von Autonomie erlangt, daß die unabhängig variablen Antriebe des noch nicht ritualisierten Drohens verdrängt wurden. Die Begrüßungszeremonie der Graugans z. B. ist zwar in der Bewegungsform identisch mit einem Vorüber-Drohen am Partner, enthält aber keine irgendwie nachweisbare, gegen ihn gerichtete oder von ihm ausgelöste Aggression. Der autonome Trieb, die Grußzeremonie auszuführen, ist bei der Graugans ungeheuer stark, und da der Ritus nur mit ganz bestimmten, individuell genau bekannten Partnern, vor allem mit dem Ehegatten und

anderen Familienmitgliedern, „zelebriert“ werden kann, bildet er ein sehr starkes Band zwischen den betreffenden Individuen, das an Festigkeit und Dauerhaftigkeit das eben besprochene, durch das „Hetzen“ der Enten gebildete bei weitem übertrifft. Dieses Band bestimmt bei der Graugans und anderen Wildgänsen die gesamte Struktur der Sozietät, gar nicht viel anders als Liebe und Freundschaft es in der menschlichen Gesellschaft tun.

Selbstverständlich sind das nur Analogien. Die gemeinsamen Ahnen von Gänsen und Menschen, von Vögeln und Säugetieren waren amphibienähnliche Ur-Reptilien der oberen Steinkohlenzeit, die in ihrem sozialen Verhalten ganz sicher nicht höher standen als etwa Frösche heutzutage. Die Ähnlichkeiten zwischen den sozialen Verhaltensweisen sind gerade deswegen so aufschlußreich, weil sie bei verschiedenen Tierstämmen unabhängig voneinander durch konvergente Anpassung an gleiche Funktionen entstanden sind. Wenn nämlich die Analogie von Organen oder Verhaltensweisen genügend viele Einzelheiten betrifft, um zufällige Übereinstimmung auszuschließen, läßt sie mit Sicherheit den Schluß auf gleiche Funktion zu. Wenn z. B. ein Biologe, ohne vorheriges Wissen um die Existenz von Cephalopoden, das Auge eines Octopus zu untersuchen bekäme, so wäre er aus den Einzelheiten, in denen dieses Organ dem Wirbeltierauge analog ist, aus dem Vorhandensein von Hornhaut, Linse, Iris, Netzhaut usw. zu schließen imstande, daß er es mit einem Sehorgan zu tun hat. Er hätte nicht nötig, die Funktion am lebenden Tier zu prüfen, um zu diesem Schluß berechtigt zu sein. Er wäre auch berechtigt, dieses Organ kurzweg ein Auge zu nennen, ohne sich durch die Anwendung dieses funktionell bestimmten und ziemlich bekannten Begriffes eines „Anthropomorphismus“ schuldig zu machen.

Stammes- und kulturgeschichtliche Ritenbildung sind einander in noch viel mehr Einzelheiten analog als die oben zum Beispiel gewählten Organe. Die Form-Analogien würden allein hinreichen, um gemeinsame Begriffsbildung zu rechtfertigen. Wir wissen aber außerdem noch um die Funktion: Sie ist bei kulturell ritualisierten Verhaltensweisen genau dieselbe wie bei phylogenetisch entstandenen Riten und besteht wie bei jenen primär in Kommunikation, in Verständigung, aus der sich dann sekundär die beiden fast ebenso

wichtigen Nebenfunktionen der Aggressionshemmung und der sozialen Bindung ergeben.

Damit Sie mich aber nicht trotz alledem des Anthropomorphisierens verdächtigen, wenn ich HUXLEY folgend den Terminus Ritualisierung gleicherweise und ohne Anführungszeichen auf stammesgeschichtliche und kulturgeschichtliche Vorgänge anwende, will ich Ihnen nun noch ausführlich erklären, worin die Mechanismen, die gleiche Leistungen vollbringen, grundsätzlich verschieden voneinander sind. Das Zentralnervensystem hat nämlich eine irreführende, man wäre versucht zu sagen, tückische Art und Weise, analoge Leistungen mit völlig verschiedenen Mitteln, aber in äußerlich täuschend ähnlicher Form zu bewerkstelligen. Der erfahrene Verhaltensforscher kommt dennoch nicht in Versuchung, aus der Gleichheit von Form und Funktion auf Homologie oder gar auf physiologische Identität zweier Vorgänge bei verschiedenen Arten von Lebewesen zu schließen. Die Stammes- und die kulturgeschichtlichen Ritenbildungen sind ein Beispiel dafür, wie zwei grundverschiedene Arten der Verursachung zu gleichen Leistungen führen können.

Wir sind so sehr gewohnt, mit dem Terminus Vererbung den Begriff körperlicher, biologischer Vererbung zu verbinden, daß wir die juristische Bedeutung vergessen haben, die diesem Wort schon vor Gregor Mendel und der Entstehung wissenschaftlicher Genetik zukam. Wenn ein Mensch Pfeil und Bogen erfindet oder von einem kulturell höher stehenden Nachbarstamme stiehlt, so hat hinfort nicht nur seine Nachkommenschaft, sondern seine ganze Sozietät diese Waffen so fest in Besitz wie nur irgendein am Körper gewachsenes Organ. Die Wahrscheinlichkeit, daß ihr Gebrauch in Vergessenheit gerät, ist nicht größer als die, daß eine körperliche Struktur von gleichem Arterhaltungswert rudimentär wird. Zu den Mechanismen, die in der Stammesgeschichte Informationen erwerben und speichern, kommen beim Menschen Gewohnheit, Lernen und Tradition.

So erhebt sich nun auf dem Unterbau der ererbten, d. h. phylogenetisch angepaßten Verhaltensweisen des Menschen der imposante Bau seiner Kultur. Nicht, daß der Unterbau dadurch entbehrlich würde! Instinktmäßige Antriebe bilden den wichtigsten Motor allen menschlichen Verhaltens. Liebe und Freundschaft sind nach wie vor

die Grundfesten, auf denen sich menschliche Kultur gründet, und ohne sie würde IMMANUEL KANTS Prüfung der Maximen unseres Handelns keine Imperative zur Antwort erhalten. Das System kulturell ritualisierter Verhaltensnormen bestimmt die Struktur der verschiedenen menschlichen Kulturen. Jedes dieser untereinander sehr verschiedenen Systeme aber gründet sich seinerseits auf eine Vielzahl phylogenetisch festgelegter Normen sozialen Verhaltens. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß letztere bei den verschiedenen Menschenrassen wesentlich verschieden voneinander wären. Insbesondere sind, wie schon Darwin wußte, viele Ausdrucksbewegungen des Menschen phylogenetisch festgelegt. Diese vorsprachliche Form der menschlichen Kommunikation kann nur durch vergleichende Studien an möglichst verschiedenen Kulturen untersucht werden.

Angeborene Ausdrucksbewegungen des Menschen können durch kulturelle Ritualisierung quantitative und qualitative Veränderungen erfahren, die bei verschiedenen Kulturen in verschiedene Richtungen gehen. Diese nicht-sprachlichen Kommunikationssysteme (non verbal communication) spielen eine wichtigere Rolle, als man gemeinhin annimmt, und werden von der modernen Sozialpsychologie neuerdings untersucht.

Zum überwiegenden Teile aber wird die menschliche Kommunikation von der Wortsprache geleistet, die jedes Kind von der sozialen Gruppe, in der es aufwächst, lernt und übernimmt. Individuell erlernte Bewegungsformen übernehmen also die Funktion ererbter Bewegungskoordinationen, und die Tradition übernimmt insofern die Rolle der biologischen Vererbung, als sie diese Verhaltensnormen von Generation zu Generation weitergibt.

Während die stammesgeschichtlich ritualisierte soziale Norm der Entstehung eines neuen Triebes die Macht verdankt, der Aggression entgegenzutreten und zu einem Band zwischen Individuen zu werden, erhält die kulturell ritualisierte soziale Norm ihre Fähigkeit, ein dynamisches Motiv zu sozialem Verhalten zu liefern, auf einem ganz anderen Weg.

Viel fester als an Gebräuchen, die wir uns in unserem individuellen Leben angewöhnt haben, haften wir Menschen an solchen, die uns von unseren Vorfahren überliefert wurden. Sie werden mit jenen



Affekten der Liebe und Verehrung besetzt, die wir der „Vaterfigur“ entgegenbringen, von der wir sie übernahmen. Je weiter die Entstehung einer Gepflogenheit zurückliegt, desto mehr nimmt sie den Charakter des geheiligten Brauches an; je weniger über ihre Entstehung bekannt ist, desto mehr wird sie zum Mythos. Wenn der Gesetzgeber bekannt ist, der eine solche soziale Norm setzte, so erfährt er, wenn er zeitlich in ideale Ferne rückt, eine Apotheose. Der Brauch wird dann als hoher Kulturwert empfunden, seine Durchbrechung aber als Sünde, die Gefühle der Schuld und der Angst erweckt.

Ich habe nunmehr genug über die Verschiedenheiten der physiologischen und psychologischen Vorgänge gesagt, die Stammes- und kulturgeschichtlicher Ritenbildung zugrunde liegen, und komme nun zu der Analogie jener konstitutiven Merkmale, die wir bereits als Bestimmungsstücke einer injunktiven Definition der Ritualisierung schlechthin kennengelernt und am Beispiel tierischer Verständigung illustriert haben.

Auf das erste Merkmal, den Funktionswechsel, der eine bisher in anderer Weise wirksame Verhaltensweise zum Verständigungsmittel, zum Symbol werden läßt, brauche ich nicht näher einzugehen. Alle menschliche Verständigung beruht auf Verhaltensweisen, die zu Symbolen wurden, die Wortsprache ist nur ein Beispiel hierfür. Was aber besonders betont werden muß, ist, daß fast alles Verhalten, das ein Mensch in Gegenwart eines anderen zeigt, von kultureller Ritenbildung mitbestimmt ist und in gewissem Sinne Symbolcharakter trägt. Absolut unritualisierte Bewegungsweisen sind häufig obszön oder zumindest unhöflich. Man nimmt in Gesellschaft keine wirklich ungezwungene Körperhaltung ein, bohrt nicht in Nase oder Ohren und kratzt sich nicht hemmungslos an beliebigen Körperstellen. Selbst solche nicht gesellschaftsfähigen Verhaltensweisen können aber, gewissermaßen unter Wechsel des Vorzeichens, Mitteilungsfunktion erhalten, ja sogar zum Symbol werden. Wenn ein Mensch zu mehreren Bekannten ins Zimmer tritt, ohne jemanden anzusehen und ohne in Blick, Wort oder Gebärde sozialem Verhalten zu genügen, symbolisiert diese Unterlassung eindeutig Aggression und erweckt den Anschein, daß der Betreffende beleidigt sei. Schon

eine ganz kleine, wohldosierte und in Worten gar nicht faßbare „Ent-Ritualisierung“ des Verhaltens kann eine beabsichtigte Brüskierung des Gesprächspartners bedeuten. Das schönste Beispiel eines mit negativem Vorzeichen ritualisierten Verhaltens bieten die gewiß wohlherzogenen Herren im englischen House of Commons, die, wenn sie in der ersten Reihe des Saales sitzen, ihre Füße auf die Balustrade legen müssen, um auszudrücken, daß sie nicht zum House of Lords gehören.

Die Formveränderungen, denen menschliches Verhalten im Dienste seiner Kommunikationsleistung unterliegt, sind durchweg dieselben, die Sie schon von den stammesgeschichtlich evoluierten Riten kennen. Auch hier wird die Entwicklung der Signale von den Bedürfnissen des Empfängers nach Unzweideutigkeit und Prägnanz bestimmt, während der Signal-Sender dieselben Mittel findet, die wir bereits kennen, um diesem Bedürfnis entgegenzukommen.

Mimische Übertreibung, d. h. die quantitative Verstärkung der für den Mitteilungswert relevanten Reizkombinationen, ist bei kulturellen Riten ebenso allgegenwärtig wie in phylogenetischen, und zwar in alltäglichen Verständigungsmitteln ebenso wie in feierlichen Zeremonien. Die Artikulation der Wortsprache ist im Grunde nichts anderes. Sie wird ganz automatisch verschärft, wenn das Signal-übertragende Medium von „weißem Lärm“ erfüllt ist, wie z. B. bei einer der allgemein gefürchteten Cocktail-Parties. Wo eine Zeremonie sich an viele Empfänger richtet, wird die mimische Übertreibung stets vergrößert, gleichzeitig wird meist die Bedeutung des Ritus durch äußeren Prunk unterstrichen. Der Rektor trägt einen Talar und eine goldene Kette, der Priester ein Meßgewand. Diese Ausschmückung einer Zeremonie hat bei uns Menschen sicher noch einen anderen Sinn als den der Steigerung ihrer Eindeutigkeit. Die Schönheit des Vollzuges trägt dazu bei, uns den geheiligten Brauch liebenswert zu machen. Der Bilderstürmer irrt, wenn er meint, das äußerliche Gepränge der Symbolisierung sei der innerlichen Vertiefung in das Symbolisierte abträglich. Wahrscheinlich ist das Gegenteil der Fall.

Wie bei vielen stammesgeschichtlich entstandenen Riten kann die mimische Übertreibung sich auch bei kulturgeschichtlich gewordenen ins Bizarre steigern. Sender und Empfänger des Symbols wetteifern

in seiner höheren und immer höheren Differenzierung, so daß es schließlich von dem in die Konvention nicht Eingeweihten gar nicht mehr verstanden werden kann, man denke etwa an die Symbolik des balinesischen Theaters.

Wie phylogenetische Riten werden auch kulturelle Ausdrucks- und Verständigungsmittel sehr oft wiederholt „gesendet“. Gebärden wie Winken, mit dem Finger drohen usw. werden stets mehrmals hintereinander und zwar in rhythmischer Wiederholung ausgeführt. Der Mann, der einen guten Bekannten auf größere Entfernung grüßt, verbeugt sich lächelnd mehrere Male. Auch hier bewirkt jede merkliche Störung der Übertragung eine Erhöhung der Redundanz.

Die größte Formähnlichkeit phylogenetischer und kultureller Riten aber wird durch die Tendenz bewirkt, Amplitude und Frequenz der Bewegung auf bestimmte absolute Werte festzulegen. Typische Intensität, wie wir diese Eigenschaft nennen, kennzeichnet nahezu alles „formelle“ Verhalten der Kulturmenschen. Der wohlerzogene Engländer hält beim Sprechen, besonders in öffentlicher Rede, Lautstärke, Tonhöhe und Geschwindigkeit der Silbenfolge innerhalb enger Grenzen konstant, was die Verständlichkeit der Mitteilung allerdings nicht erhöht. Bei der Universitätsfeier betreten Rektor und Dekane „gemessenen Schrittes“ die Aula, der Messe-Gesang des katholischen Priesters ist in allen Parametern rituell festgelegt, und selbst bei alltäglichen Mitteilungen pflegen wir, wenn wir dem Gesagten besonderen Nachdruck geben wollen, in eintöniger und etwas skandierender Weise zu sprechen.

In der Technik menschlicher Nachrichtenübermittlung werden sämtliche hier besprochenen Mittel angewendet, um die ausgesandte Information gegen mögliche Mißverständnisse zu sichern.

Auch die letzte der besprochenen konstitutiven Eigenschaften ist beiden Arten der Ritenbildung gemeinsam: In der Entwicklung von Kulturen entstehen Zeremonien dadurch, daß eine Reihe von ursprünglich voneinander unabhängigen und unabhängig variablen Bewegungsweisen zu einem einzigen, in sich starren Vollzug zusammenschweißt werden; nahezu alle einigermaßen komplexen, durch Tradition festgelegten Zeremonien bilden Beispiele hierfür.

Näher besprechen muß ich dagegen die Analogie der beiden Schritte des Funktionswechsels, die auch bei kultureller Ritualisierung von der Leistung der Kommunikation zu einer Beherrschung und Kanalisierung der Aggression und von da zur Bildung eines Bandes führen, das die Individuen einer Gruppe zusammenhält. Vor allem stellt uns der schier unlösbare Zusammenhang der beiden zuletzt genannten Funktionen vor ernste Probleme.

Die Zahl von Menschen, die durch das kultur-unabhängige Band von Liebe und Freundschaft zusammengehalten werden kann, ist sehr beschränkt und liegt nach übereinstimmenden Ergebnissen sozialpsychologischer Untersuchungen ungefähr bei elf. Der Zusammenhalt von Gruppen, die über diese Zahl hinausgehen, wird offenbar nur durch die Bildung kultureller Riten bewirkt, die allen Mitgliedern gemeinsam sind. Gleichzeitig bewirken die einer Gruppe, und nur dieser, gemeinsamen Riten ihre Absetzung gegen andere, gleichwertige Gruppen. Dies tun nicht nur hochdifferenzierte und geschichtlich alte Zeremonien, die gemeinsames Kulturgut von vielen Millionen sein können, sondern auch alle verhältnismäßig jungen, nur kleinen Gruppen eigenen und keineswegs als „geheiligte Bräuche“ gewerteten Verhaltensnormen, wie etwa eine bestimmte Art von Manieren, ein Dialekt oder Jargon, das kommentmäßige Verhalten in einer Schule, das z.B. in den englischen public schools eine so große Rolle spielt. Die dreifache Funktion des Ritus, Aggression innerhalb der Gruppe zu unterdrücken, die Gruppe zusammenzuhalten und, nicht ohne Aggressivität, gegen eine andere in Gegensatz treten zu lassen, kann man an solchen kleinsten kulturellen Einheiten, wie z. B. an Schulklassen und kleinen militärischen Gruppen, am besten studieren.

Sogenannte „Manieren“ sind dem Kulturmenschen „zur zweiten Natur“ geworden und „in Fleisch und Blut übergegangen“. Sie sind so selbstverständlich, daß wir meist über ihre Funktion nicht nachdenken und uns selten bewußt werden, zu welchem großen Teil sie aus Befriedungs- und Unterwürfigkeitsgebärden bestehen. Ich habe schon gesagt, daß die absichtliche Unterlassung dieser „konzilienten“ Verhaltensnormen bereits Aggression ausdrücken kann. Auf der anderen Seite ahndet es gerade die kulturelle Gruppe kleinster

Größenordnung grausam, wenn ein Individuum mit ihrem speziellen Kommet nicht konform geht und „aus der Reihe tanzt“.

„Gute“ Manieren sind per definitionem die der eigenen Gruppe. Ich finde die des Schottengymnasiums, das ich in Wien besucht habe, wesentlich „feiner“ als die des Piaristengymnasiums. Auch bin ich heute noch mit ziemlicher Sicherheit imstande, in Landsleuten gereiften Alters gewesene Schottengymnasiasten zu diagnostizieren. Die Kohäsion jeder dieser Gruppen und ihre stets etwas feindselige Absetzung gegeneinander schließt aber keineswegs aus, daß sich beide auf Grund von sozialen Normen, die ihnen gemeinsam sind, als Einheit gegenüber einer dritten Gruppe fühlen können, die dieser Normen entbehrt. Schotten und Piaristen verhielten sich den Schülern eines Realgymnasiums gegenüber als eine geschlossene Gruppe.

Die kulturellen Riten und sozialen Normen, die kleinere und größere Einheiten zusammenhalten und gegeneinander absetzen, verteilen sich auf die durch sie gekennzeichneten kleineren und größeren Gruppen in ähnlicher Weise, wie sich angeborene, stammesgeschichtliche Merkmale des Körperbaues und Verhaltens auf die Gruppen des zoologischen Systems verteilen. Wie bei diesen, kann man ja auch bei den kulturell entstandenen Gruppenmerkmalen mit Sicherheit annehmen, daß die größere Einheiten umfassenden historisch älter seien als die nur kleine Untergruppen kennzeichnenden. Auch in ihren Auswirkungen ist diese Aufspaltung menschlicher Kulturen in Gruppen und Untergruppen der Entstehung von Arten und Gattungen in der Stammesgeschichte so merkwürdig ähnlich, daß ERIK ERIKSON sie jüngst mit gutem Recht als Pseudo-Speciation, als Schein-Artenbildung bezeichnet hat. Jede scharf umschriebene Kulturgruppe neigt dazu, sich für eine besondere Art, das heißt, ihre Mitglieder für die einzigen vollwertigen Menschen zu halten; in vielen Eingeborenen Sprachen heißt die Bezeichnung für den Stammesangehörigen ganz einfach „Mensch“, und diese Leute sind ihrer Auffassung nach nicht des Kannibalismus schuldig, wenn sie nach siegreichem Kampf die gefallenen Krieger des feindlichen Stammes aufessen, was sie auf Grund gewisser magischer Vorstellungen gern tun.

Die Scheinartenbildung ist die Voraussetzung für den Erfolg der altbekannten demagogischen Technik der Kriegshetze, die darin besteht, den eigenen Leuten einzureden, sie seien die einzigen wahren Menschen auf dem Erdball.

Diese Lüge ist deshalb so gefährlich, weil sie zwar die Tötungshemmungen, nicht aber den Aggressionstrieb des Menschen beeinflusst. Die kriegerische kommunale Aggression wird durch sie nicht abgeschwächt. Man hat auf den feindlichen Stamm eine Wut, wie man sie nur auf Menschen und niemals auf Tiere haben kann, und seien es die gefährlichsten Raubtiere. Die Hemmungen aber, die dem Töten von Mitmenschen entgegenstehen, werden noch mehr geschwächt, als sie es durch die Fernwirkung moderner Waffen und durch sonstige Faktoren, von denen ich an einem anderen Orte schon gesprochen habe, ohnehin schon sind.

Zweifellos ist der von kulturell ritualisierten Normen des Verhaltens bewirkte Zusammenhalt bestimmter Gruppen für die Struktur der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich. Ebenso zweifellos aber birgt die der Artenbildung so ähnliche Absetzung einer Gruppe gegen die andere schwerste Gefahren. Die Frage, ob man die erste Wirkung erzielen könne, ohne die zweite in Kauf nehmen zu müssen, erhält eine optimistische Antwort, wenn man den Mechanismus der zwischen vergleichbaren Kulturgruppen herrschenden Feindseligkeit etwas näher unter die Lupe nimmt. Sie beruht nämlich zu erheblichem Teil auf dem gegenseitigen Mißverstehen gruppenspezifischer Verhaltensnormen, daneben aber auf dem Mißtrauen, das die unverständlichen Worte und Gebärden einer völlig fremden Kultur in jedem von uns erwecken. Das Wort Barbaros bedeutet ursprünglich einen Menschen, dessen Sprache man nicht versteht; es ist sehr wahrscheinlich onomatopoetisch von einer Nachahmung unverständlichen Gemurmels abgeleitet. Die Implikation der Unmenschlichkeit folgt dann gewissermaßen automatisch aus der Unverstehbarkeit des Fremden. Ein Beispiel für Fehldeutung der Riten einer anderen Kulturgruppe ist mir aus eigener Erfahrung in lebhafter Erinnerung. Eine Geste der Höflichkeit, welche Bereitschaft zu aufmerksamem Zuhören und selbst zum Gehorchen ausdrückt, besteht bei manchen zentral- und südeuropäischen Kulturgruppen im Vorstrecken des

Halses, wobei der Kopf so schräg gehalten wird, daß man dem Sprechenden in mimisch übertriebener Weise „sein Ohr leiht“. Diese Gebärde ist in Österreich, besonders bei Wiener Damen, sehr ausgeprägt. In Norddeutschland fehlt sie völlig; dort besteht die Gebärde höflichen Zuhörens darin, daß man mit aufrechter Kopfhaltung dem Sprecher gerade ins Gesicht sieht, wahrscheinlich eine Verhaltensnorm, die vom Soldatenstand übernommen wurde, der in jenen Gegenden durchaus tonangebend war. Als ich seinerzeit von Wien direkt nach Königsberg kam, litt ich stets unter dem Gefühl, etwas Widersprucherregendes, ja Anstößiges gesagt zu haben, wenn eine Dame mir in dieser Weise zuhörte.

Nun vergegenwärtige man sich zum Beispiel, welches völlige Mißverstehen und welche völlig falsche gegenseitige Einschätzung resultieren muß, wenn ein preußischer Offizier und ein Japaner, beide aus besten Kreisen, sich miteinander verständigen wollen, ohne von der Verschiedenheit der kulturellen Ritenbildung zu wissen. Der Preuße wird dem Japaner, der ihm in Stolz und Ehre nicht nachsteht, seine wiederholten tiefen Verbeugungen mit abwechselnd rechts und links schiefgehaltenem Kopf, als Ausdruck verächtlicher Unterwürfigkeit auslegen, während der Japaner seinerseits aus dem Körperausdruck des höflich zuhörenden Deutschen nur kompromißlose Feindseligkeit entnehmen wird. Auf analogen Fehldeutungen sozialer Normen, die für engere Kulturkreise spezifisch sind, beruht ganz sicher auch der Ruf der Unzuverlässigkeit südlicher Europäer bei den in allen Ausdrucksbewegungen sparsameren Nordländern und viele andere Formen kultureller und nationaler Abneigung. Sie alle wären dadurch aus der Welt zu schaffen, daß eine Gruppe nicht nur die Sprache, sondern auch die nicht-sprachlichen Ausdrucksmittel der anderen wirklich verstehen lernte.

Auf dem schon erwähnten Ritualisations-Symposion hat sich eine meines Erachtens unfruchtbare Diskussion zwischen philosophischen Anthropologen und Ethikern entwickelt, die um die Frage ging, ob Ritenbildung nun gut oder schlecht sei und ob es gute und schlechte Riten gäbe. Die Frage war falsch gestellt. Ganz selbstverständlich ist das System traditionsgemäß gefestigter Riten und sozialer Verhaltensnormen das unentbehrliche Stützgerüst jeglicher Kultur. Ohne sie

wäre keine Verständigung möglich. Schwüre gelten nicht und Verträge binden nicht, wenn die vertragschließenden Partner nicht einen Grundstock überlieferter, geheiligter Bräuche gemeinsam haben, die sie als Werte empfinden.

Auf der anderen Seite aber haften nicht nur den phylogenetisch, sondern auch den kulturell entstandenen Riten jene Eigenschaften an, die allen festen Strukturen des Körperbaus wie des Verhaltens zukommen. Ihre Stützleistung muß immer durch den Verlust von Freiheitsgraden erkaufte werden, es gibt keine Stütze, die nicht steif macht. Anpassung der Stützfunktion erfordert oft den Ab- und Wiederaufbau der Stütze. Kulturgeschichtliche Ritenbildung geht zwar um ein Vielfaches schneller vor sich als die phylogenetische Evolution sozialer Verhaltensnormen, aber immerhin braucht sie Zeit, um der neuentstandenen sozialen Norm den Charakter eines geheiligten Brauches zu verleihen. Leider zwingt nun aber das Emporschnellen der Vermehrungsziffer und die immer schneller sich entwickelnde Technologie der heutigen Menschheit in ökologischer wie in soziologischer Hinsicht so grundlegende und so rasch aufeinanderfolgende Veränderungen auf, daß selbst die kulturgeschichtliche Entwicklung von Riten und sozialen Normen nicht schritthalten kann. Diese können unter den plötzlich auftretenden neuen Bedingungen für die Erhaltung der Kultur und der menschlichen Species nicht nur unnützlich, sondern höchst schädlich werden, wie z. B. das ganze System von romantischem Chauvinismus, Fahnen, Heldentum dazu verführt, vergessen zu lassen, was Krieg bedeutet.

Die Menschheit befindet sich in einer ganz eigenartigen ethischen und wertphilosophischen Schwierigkeit. Auf der einen Seite ist es eine unbezweifelbare Tatsache, daß getreues Befolgen aller überlieferten sozialen Normen der eigenen Kultur nicht als moralisch zu werten ist, nicht mehr als instinktives, phylogenetisch angepaßtes soziales Verhalten. Beide Arten sozialer Normen sind zwar dem von verantwortlicher Moral gesteuerten Verhalten in jenen Fällen funktionell analog, in denen es den Interessen des Nächsten und der Gemeinschaft und nicht denen des Individuums dient. Kulturelle Verhaltensnormen können aber wegen ihrer inhärenten Starrheit an plötzlich auftretenden Umweltveränderungen in genau derselben



Weise scheitern wie Instinkte und bedürfen der ständigen Überwachung durch die kategorische Selbstbefragung genau so wie diese. Es wäre ein folgenschwerer Irrtum, alle kulturell überlieferten sozialen Verhaltensnormen für absolute Werte zu erklären. Dies hätte nämlich, wie Sie beim Durchdenken der Konsequenzen finden werden, den schrecklichsten aller Kriege, den Religionskrieg, zur Folge.

Auf der anderen Seite aber führt die totale Skepsis, die völlige Leugnung jedes Wertes der Tradition ebenfalls in den Abgrund. Der Mensch ist, wie Arnold Gehlen so gut gesagt hat, „von Natur aus ein Kulturwesen“. Das heißt, das phylogenetisch evoluierte und erbmäßig festgelegte System seiner Verhaltensweisen ist so „programmiert“, daß es nur mit dem Überbau von kulturell ritualisierten Verhaltensweisen funktionsfähig ist. Unser Sprachhirn, um nur ein Beispiel zu nennen, ist so konstruiert, daß es nur funktionieren kann, wenn ein höchst kompliziertes kulturgeschichtlich entstandenes System von Wortsymbolen zu seiner Verfügung steht, dessen Vokabeln jedem Individuum durch Tradition überliefert werden müssen. Selbst wenn es möglich wäre, einen Menschen von normaler genetischer Konstitution so aufzuziehen, daß er keinerlei kulturelle Tradition empfangt, würde das Resultat dieses grausamen Versuches nicht etwa eine Rekonstruktion einer prä-kulturellen Ahnenform des Menschen sein, er wäre vielmehr ein armer Krüppel, dem alle höheren Leistungen des Gehirns benommen sind, in analoger Weise wie jenen Unglücklichen, bei denen durch eine früh im Leben durchgemachte Encephalitis große Teile des Großhirns zerstört sind.

Schon ein teilweiser Verlust traditioneller Riten und Normen kann das Ausscheiden eines Menschen aus der Kulturgruppe bewirken, in der er aufwuchs. Sie erinnern sich, daß es Riten sind, die eine Gruppe zusammenhalten. Nun hat aber der Mensch ein überwältigend starkes instinktives Bedürfnis, einer Gruppe anzugehören, mit der er sich identifizieren und für die er mit jenem ebenfalls angeborenen Gruppen-Verteidigungs-Verhalten zu Felde ziehen kann, das wir Begeisterung nennen. Wenn einem heranwachsenden Menschen der phylogenetisch und kulturgeschichtlich „vorgesehene“ Anschluß an die Tradition der eigenen Kulturgruppe nicht gelingt, so sucht er mit der ganzen Inbrunst eines starken Triebes nach Ersatz,

und wie immer, wenn ein Organismus das „richtige“, d. h. dem Programm seines Aktionssystems entsprechende Objekt nicht findet, nimmt er mit inadäquaten Ersatzobjekten vorlieb. Junge Leute im Stadium dieser Suche nach Idealen werden leicht Opfer jedweder Demagogie, die in der Technik, ihren Zwecken dienende Ersatz-Ideale zu fabrizieren, nur allzu erfahren ist. Dem unbefriedigten Bedürfnis nach Gruppen-Zugehörigkeit und gruppenvereinigenden Riten entspringen eine ganze Reihe von Erscheinungen, die wir an der heutigen Jugend beobachten. Hysterische Begeisterung für die Beatles und die weltweite Nachahmung ihrer Frisur, Bandenbildung Jugendlicher, ja selbst gewisse Formen der Rauschgiftsucht gehören hierher. Am besten illustrieren aber wohl die englischen Rocks and Mods die in Rede stehenden Vorgänge, zwei Gruppen von Jugendlichen, die in enger Wechselwirkung zwei möglichst verschiedene Systeme gruppenverbindender Riten und Verhaltensnormen erfunden haben, ganz buchstäblich mit dem einzigen Ziele, sich gegenseitig begeistert verprügeln zu können. Alle ad hoc erfundenen Riten sind nur oberflächliche, rein äußerliche Symbole wie Art der Kleidung, Bevorzugung verschiedener Kraftfahrzeugtypen usw.

Alle diese Erscheinungen sind unleugbar Symptome einer Störung in der Weitergabe kultureller Riten und Verhaltensnormen von einer Generation auf die nächste. Es gibt eine Reihe von Faktoren, die zu dieser Störung beigetragen haben könnten, so der Mangel des Kontaktes zwischen Eltern und Kindern besonders bei der Berufsarbeit, Schwinden der elterlichen Autorität, Industrialisierung des Erziehungswesens und so manches andere. Wesentlich aber scheint mir die Störung eines Reifungsvorgangs zu sein, der so „normal“ und arterhaltend sinnvoll ist wie die Mauser eines Jungvogels oder die Häutung eines wachsenden Hummers. Er zwingt die jungen Menschen, während der Pubertät alle Überlieferungen ihrer Kulturgruppe kritisch zu prüfen, und zwar ausgesprochen mit der Frage, ob sich darunter veraltete, auf die gegenwärtige Situation nicht mehr passende fänden, und welche neuen Ideale an ihre Stelle gesetzt werden könnten. Ich bin überzeugt, daß diese „Mauserung aller Ideale“ ein sinnvoller, in der Phylogenese des Menschen entstandener Vorgang ist, dessen arterhaltende Leistung darin liegt, den kulturellen

Verhaltensnormen die notwendige Plastizität zu sichern. Damit ist natürlich keineswegs geleugnet, daß die jungen Menschen in dieser Phase ihres Lebens eine gefährliche Krise durchmachen. Wenn feste Strukturen abgebaut werden müssen, um neuen Platz zu machen, entsteht immer eine Periode der Strukturlosigkeit und damit der Verwundbarkeit.

Daß diese normale Krise heute bei so vielen jungen Menschen nicht zu einer wünschenswerten Lösung kommt, scheint mir daran zu liegen, daß unsere westliche Kultur keine ihnen einleuchtenden Ideale zu übermitteln vermag, für die sie sich einsetzen könnten. Die technologische Entwicklung und die Bevölkerungsexplosion laufen der Entstehung vernünftiger sozialer Normen ständig davon, alle, auch die modernsten Ideologien stimmen nicht mehr, Demokratie ist schon längst keine Demokratie mehr, ebenso wenig der Kommunismus wirklicher Kommunismus, und was am schrecklichsten ist, selbst die selbstverständlichen Gebote allgemeiner Menschlichkeit halten der kategorischen Frage nicht mehr stand; wenn wir den hungernden Kindern der sogenannten Entwicklungsländer jene Hilfe zuteil werden lassen, die das Mitgefühl uns befiehlt, führt die Maxime unseres Handelns, zum Naturgesetz erhoben, nur noch schneller zur Katastrophe der endgültigen Überbevölkerung unseres Erdballs. Kein Wunder, wenn gerade die intelligenten Jugendlichen an schlechterdings Allem zweifeln und verzweifeln.

Die drohende Auflösung unserer Sozietät durch Störung der Überlieferung unentbehrlicher sozialer Verhaltensnormen ist deshalb so schwer zu bekämpfen, weil wir über die Funktion dieser Riten viel zu wenig wissen. Die Systeme sozialer Normen, die wir Kulturen nennen, sind nämlich nicht im eigentlichen Sinne Menschenwerk, sind nicht Erfindungen des Menschen, wie der Faustkeil oder die Atombombe. Sie sind etwas natürlich Gewachsenes, für dessen Struktur ganz sicher der große Konstrukteur alles organischen Wachstums verantwortlich ist, nämlich die natürliche Selektion. Wir sind daher nicht ohne weiteres imstande, über Wert oder Unwert bestimmter kulturell ritualisierter Verhaltensnormen zu urteilen. Wir wissen ohne besondere Untersuchung niemals, welche Leistung einer bestimmten von ihnen im Wirkungsgefüge des Systems zukommt und welche

Rückwirkungen ihr Ausfall auf die Funktion des Ganzen haben würde. Der schöne alte Brauch des Kopfjagens hat gewiß offensichtlich unangenehme Aspekte für die ihm gleichermaßen huldigenden benachbarten Stämme. Der australische Ethnologe und Psychoanalytiker DEREK FREEMAN hat aber in gründlichen Untersuchungen dargetan, wie bei bestimmten Eingeborenen Borneos die Abschaffung dieser Gepflogenheit nicht nur die gesamte Sozietätsstruktur über den Haufen warf, sondern tatsächlich die Existenz jener Menschen gefährdet. Was in einer Kultur unentbehrlich ist, kann in einer anderen durchaus schädlich sein. Die Hochwertung von Einehe und die Unberührtheit der jungen Mädchen war in unserer Kultur sehr wichtig, wenigstens sind Verfallserscheinungen zu sehen, die sich aus Abwertung dieser Werte ergeben. Es gibt aber Völker, bei denen sich die durch Kolonisation und Missionierung erzwungene Abschaffung von Promiskuität der Unverheirateten und der Vielweiberei schädlich ausgewirkt hat.

Wenn nun ein junger Mensch, der eine bestimmte kulturell ritualisierte Verhaltensnorm nicht mehr gefühlsmäßig als Wert empfindet, an einen der älteren Generation, der dies noch tut, die Frage richtet, warum man sich eigentlich der betreffenden Vorschrift fügen solle, ist der ältere stets erstens ratlos, zweitens empört. Meist ist seine Antwort: „Wenn Du das nicht selbst empfindest, kann man mit dir nicht reden.“ Der Jüngere ist durch diese Antwort begreiflicherweise nicht befriedigt, zumal wenn die in Frage gestellte Verhaltensnorm tatsächlich unzweifelhaft veraltet und unbrauchbar ist wie etwa Kopfjagen oder aggressiver Nationalstolz. Die „aufgeklärte“ Jugend, die in wissenschaftlich-kritischem Denken einigermaßen geübt ist, aber von den Funktionsgesetzen natürlich gewachsener ganzheitlicher Wirkungsgefüge meist keine Kenntnis hat, kann nicht ahnen, welche vernichtenden Folgen eine willkürlich gesetzte Veränderung haben kann, selbst wenn sie nur eine scheinbar nebensächliche Einzelheit betrifft. Niemals würde es diesen jungen Menschen je einfallen, von einem technischen System, etwa einem Auto oder Fernsehapparat, willkürlich einen Bestandteil zu demontieren, nur weil sie dessen Funktion nicht ohne weiteres einsehen. Überlieferte Normen sozialen Verhaltens aber halten sie summarisch für Aberglauben, die

unentbehrlichen ebenso wie die veralteten. Während phylogenetisch entstandene soziale Verhaltensweisen in unserem Erbgut verankert sind und zu unserem Glück oder Unglück weiterexistieren, kann ein Abreißen der Tradition alle kulturellen Normen sozialen Verhaltens auslöschen wie eine Kerzenflamme. Unsere westliche Kultur droht zu zerbröckeln, selbst unsere Wortsprache, das wichtigste Organon aller Kulturen, zeigt bedenkliche Verfallserscheinungen.

Wem fällt die Pflicht zu, gegen die besprochenen Auflösungserscheinungen menschlicher Kultur etwas zu unternehmen? Sicherlich zu einem Teile der Wissenschaft. Wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Wir können das Wissen, das wir unserer Naturforschung verdanken, nicht einfach wieder vergessen. Wenn uns diese Früchte vom Baum der Erkenntnis manchmal übel bekommen, so liegt das nicht an unserem Wissen an sich, sondern an seiner Stückhaftigkeit. Es gibt Dinge, über die wir viel, ja fast alles wissen, und solche, über die wir wenig, fast nichts wissen. Daß wir das Atom zu spalten gelernt haben, könnte eitel Segen für die Menschheit bedeuten, hätten wir gleichzeitig genügende Einsicht in die Funktion unserer eigenen phylogenetisch und kulturell entstandenen sozialen Verhaltensnormen gewonnen.

Zum anderen Teil aber sind die Probleme, die es zu lösen gilt, solche der Ethik und der Wertphilosophie. Eine Relativierung sehr vieler kultureller Werte, die von den meisten Menschen für absolut gehalten werden, ist die unausweichliche Konsequenz aus allem, was wir über Stammes- und kulturgeschichtliche Ritenbildung wissen. Sind unter der Maske dieser speziellen und relativen Werte allgemeine und absolute verborgen? Wir sind davon überzeugt, aber wir vermögen nicht zu sagen, welche es sind. Der letzte und unbezweifelbare, weil nicht relativierbare Wert ist die organische Schöpfung als Ganzes, und auch die menschliche Wertphilosophie wird einen festen Grund und sichere Bezugspunkte nur finden, wenn sie den Menschen als Teil dieses größeren Ganzen zu sehen gelernt hat.